21. Juli 1939 Nummer 165

In freier Stunde

# Spiel mit der Erinnerung!

Roman von Hans-Eberhard von Besser

(10. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)



Einem Mann, der durch die Urwälder des Sudans, durch den Buschwald Afrikas gezogen war und Leoparden erlegt hatte, konnte eine gewöhnliche Rebhuhnjagd nicht gerade sonderlich beeindrucken. Seine sichere Hand und das ruhige Auge hatte der Junge jedoch in Wendorf erhalten. Hier hatte er unter Olbrichs Leitung als Knabe den ersten Schuß getan, gelernt, auf den Anstand zu gehen und auf den Bock zu pirschen.

Olbrich ließ die Büchse im Arm ruhen und betrachtete mit Wohlgefallen die schlanke Gestalt des Neffen, den der dunkelgrüne Jagdanzug noch sehniger erscheinen ließ. Ein Mann war Hugo, wie sich ihn doch jedes Mädchen ersehnte und wünschte.

Schatten verdunkelten die Züge des Onkels.

Irgendetwas klappte nicht, und er konnte nicht sagen, warum. Nur fühlen konnte man, irgendetwas war nicht ganz in Ordnung.

Hugo schoß eine Dublette, der Hall des Schusses riß das Echo empor.

Es hatte doch so gut begonnen, die beiden fanden so rasch zueinander, Hugo und Karola. Jetzt aber war ein Stillstand eingetreten, ob sie sich ausgesprochen und nicht verstanden hatten?

Olbrich wurde nicht klug aus der Geschichte, so sehr er auch die Augen aufmachte. Eine Verstimmung oder Spannung war nicht zu bemerken. Das war es ja gerade, die beiden verkehrten herzlich und kameradschaftlich miteinander, mehr ließ sich aber auch beim besten Willen nicht erkennen.

Darum hatte er ganz gegen seine Gewohnheit die Jagd mit einer kleinen Festlichkeit verbunden. Sonst gab es nur ein Frühstück für die Jagdgäste, die Landwirte aus der Umgebung, den Direktor der Zuckerfabrik und ein paar Freunde. Diesmal blieben alle in Wendorf, und am Abend sollte getanzt werden.

Es war nicht einfach gewesen, etwas Jugend heranzubekommen, schließlich aber ergab sich doch eine vielversprechende Gesellschaft. Hugo und Karola ahnten ja nicht, daß er das alles allein ihretwegen ins Werk setzte. Er wollte sehen, wie sie sich zueinander stellten. Bei einer ausgelassenen und vergnügten Tanzerei ließ sich am besten der Stand der Dinge erkennen. Machten sie sich etwas auseinander, standen sie sich näher, was besonders in der letzten Zeit ganz offensichtlich war, so mußte man dies erkennen können.

Die Stunden bis zum Abend vergingen dem Rittmeister viel zu langsam — — —

Endlich war alles in der richtigen Stimmung.

Die Klänge eines langsamen Walzers tönten durch das in einen Tanzsaal verwandelte Eßzimmer. Die Paare hatten heiße Wangen; denn der Wein war gut und ließ das Blut rascher kreisen.

Die Jugend tanzte. Karola wurde umschwärmt, die Eleven und Angestellten der Zuckerfabrik, die Söhne der Nachbarn baten sie wieder und wieder um einen Tanz. Auch Hugo tanzte mit ihr, doch nicht mehr als mit den anderen jungen Mädchen.

Olbrich schaute ärgerlich drein. Er hatte sich so gesetzt, daß er vom Kartentisch des Spielzimmers aus die Vorübertanzenden genau sehen konnte. Doktor Link, der neben ihm saß, schaute ebenfalls in das Speisezimmer hinüber, und einmal war es Olbrich sogar, als grüße ihn ein Lächeln Karolas.

An diesem Abend spielte Olbrich, der sonst der beste Skatspieler im ganzen Kreise war, höchst schlecht und zerstreut.

Es war wirklich ganz offenkundig, die beiden hatten sich weiter nichts zu sagen.

Müde starrte der Gutsherr von Wendorf vor sich hin.

Doktor Link betrachtete ihn unauffällig von der Seite, und ein warmes Licht trat in seine Augen.

Ablenkend begann er eine Geschichte aus dem Dorfe zu erzählen, er hatte ja immer Gelegenheit, die Urwüchsigkeit des Volkes zu spüren und seine kernige Art zu bewundern.

Der Junge des Bauern Riedel hatte sich mit der Axt beim Holzhacken den Finger fast abgeschlagen, wie ein kleiner Held hatte er ausgehalten und das Nähen mit blassen, fest zusammengebissenen Zähnen über sich ergehen lassen.

„Ein guter kräftiger Schlag," meinte Doktor Link. „Nervosität und Schwächlichkeit sind hier alles unbekannte Dinge."

Olbrich nahm die Zigarre aus dem Mund, strich am Rande des silbernen Aschenbechers ab und sah, kaum zuhörend, in den Tanzsaal hinein.

Jetzt tanzten sie miteinander, vergnügt und heiter, aber nicht wie ein Liebespaar. Eifersucht schienen beide nicht zu kennen, keiner legte es darauf an, andere fallen zu lassen, um wieder zum Tanz miteinander zu gelangen. Das war sonst das untrügliche Zeichen heimlicher Liebe und Zuneigung.

„Olbrich, Sie passen nicht auf!" rief der dicke Brauereidirektor und hob den gewaltigen Zeigefinger warnend empor. „Wir müssen Sie umsetzen, mit dem Rücken gegen die tanzfreudige Jugend. Sie schauen zuviel nach den jungen Mädchen."

Man lachte und Olbrich gab sich Mühe, in die allgemeine Heiterkeit einzustimmen.

Der alte Diener trat in diesem Augenblick hinter seinen Stuhl.

„Herr Rittmeister, da ist eine Dame, die eine Panne hat —“

Link hörte die Worte und fragte schmunzelnd: „Wer hat die Panne, die Dame oder der Wagen? Ist es die Dame, so habe ich als Arzt einzuschreiten, handelt es sich um den Wagen, so hat Herr Olbrich das Wort.“

Der Diener verzog das bartlose Gesicht zu einem breiten Lachen.

„Der Wagen ist es, der nicht funktioniert, die Dame möchte sich gern ausruhen, bis ihr Auto abgeschleppt ist. Sie hat bereits in der Halle telephoniert und möchte nun — —“

Olbrich erhob sich, der Kavalier wurde sofort in ihm lebendig.

„Ist sie jung? Dann kann sie ja mittanzen,“ sagte er gemütlich im Herausgehen.

Die Dame war jung und hübsch, eine Ausländerin. Olbrich bemerkte es interessiert.

„Ich störe, das tut mir leid, doch wo soll ich hin? Das Dorfgasthaus kann ich in der Dunkelheit nicht suchen, hierher lockten mich die erleuchteten Fenster.“

Mit kurzer Verbeugung hatte sich Olbrich vorgestellt. Er bedauerte höflich das Mißgeschick und bat die Dame, doch hereinzukommen.

„Ich habe gerade eine kleine Tanzerei veranstaltet, es ist viel Jugend im Hause, vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, ein wenig mitzutanzen, falls Sie nicht zu müde sind. Ich weiß ja nicht, wielange Sie bereits unterwegs sind und wohin Sie heute noch möchten.“

Die Dame, deren rotblondes Haar leuchtete, überhörte die letzten Worte.

Verbindlich öffnete Olbrich die Tür, nachdem die junge Ausländerin vor dem großen Spiegel in der Halle rasch die Puderquaste benutzt hatte.

Es war gerade eine Tanzpause eingetreten — Olbrich bot der jungen Dame selbst den Arm.

„Hier bringe ich noch einen Gast“, rief er in das Stimmengewirr hinein.

Alles wandte sich um. Stille trat ein.

„Wie ist doch Ihr Name? Ich möchte Sie bekannt machen —“

Ehe die Worte verklungen waren, eilte die Ausländerin auf Hugo Mertens zu, der wie versteinert neben der alten Glasvitrine stand.

„Herr Doktor, Sie hier? Aber nein, diese Ueberraschung. Well, das nenne ich Glück.“

Alle Augen musterten Hugo Mertens, der höflich, aber mit undurchdringlicher Miene einige Schritte vorwärts getan hatte.

„Ich bin gleichfalls äußerst überrascht, Miß Burton.“

„Mein lieber Freund, wie ich mich freue.“

Daisy Burton wandte sich eifrig an Olbrich und die ihn umgebende Jugend.

„Wir kennen uns nämlich, kennen uns vorzüglich; wir sind Bordkameraden, alte Freunde, die die Ueberfahrt auf dem „Konsul“ zusammenführte.“

Die Musik setzte wieder ein, die Paare fanden sich langsam, dann immer rascher zusammen. Der Tanz löste die Beklommenheit des Augenblicks.

Daisy sah Mertens abwartend an. Er erinnerte sich, daß sie Gast im Hause seines Onkels war, und verneigte sich.

Olbrich verfolgte bewundernd das Paar.

War diese Miene Hugos echt, oder tat er nur so, als mache er sich nichts aus dieser bildhübschen, rassigen Schönheit? Es war ihm sichtlich unangenehm, sie zu sehen. Fühlte er sich gehemmt? Vielleicht war diese junge Dame gar nicht so unbeabsichtigt hierher gekommen?

„Auch hier stimmt etwas nicht,“ murmelte Olbrich böse vor sich hin. „Zum Donnerwetter noch einmal, was sind das für Sachen?“

Im Verlaufe des Abends spielte er noch schlechter als bisher.

### 15. Kapitel.

„Ich freue mich, einmal wieder mit Ihnen zu tanzen, Mister Mertens,“ sagte Daisy Burton. „Wenn ich die Augen schließe, dann könnte ich mir einbilden, auf dem Schiff zu sein. Spüren Sie nicht, wie der Boden leise zittert und bebt? Old Friend, denken wir, wir seien im Tanzsaal auf dem „Konsul“.“

„Nein, wir sind auf dem Gute Wendorf, dem Besitz meines Onkels, Miß Burton. Wir wollen mit beiden Füßen auf der Erde bleiben.“

Die wasserhellen Augen der Amerikanerin blickten sekundenlang zu Mertens auf, und er erschrak vor dem kalten Licht, das ihm entgegenblitzte.

Urplötzlich und beunruhigt mußte er an Anne-Marie denken. Miß Burton war in der Stadt gewesen, sie wich nicht. Hatte sie etwas gegen ihn — gegen Anne-Marie Rodeck unternommen? Sie war klug und erfaßte rasch. Ahnte sie, daß sich zwischen ihnen ein heimliches Band geschlungen?

Hugo Mertens atmete auf, als gemeldet wurde, daß der Wagen Daisys abgeschleppt sei und ein Reservewagen der Werkstätte draußen bereit stand.

Diese Amerikanerin war mit Vorsicht zu behandeln.

Hugo Mertens ging mit dem Hausherrn bis auf die Freitreppe hinaus und schloß höflich den Wagen, dem er lange nachschaute.

„Verdrehte Person,“ knurrte Olbrich.

Mertens schaute noch immer dem Wagen nach, dessen Lampenschein über der Landstraße verging.

Sterne standen am Himmel, friedlich ruhte die Nacht über dem Park.

„Anne-Marie“ flüsterte Hugo verträumt vor sich hin.

Die Uhr rückte vor, die ersten Gäste brachen auf, andere folgten, das Fest hatte seinen Abschluß gefunden.

Karola Keding hatte sich eiligst zur Ruhe begeben; denn sie mußte am anderen Morgen früh heraus und brauchte viel Schlaf.

„Trinken wir noch eine Flasche Wein zusammen? Hier steht gerade noch ein guter Tropfen,“ fragte Onkel Franz seinen Neffen, der sich eben zur Ruhe begeben wollte.

Hugo hörte einen ernsten Unterton in der vertrauten Stimme des Onkels, der ihn zum Bleiben zwang.

Die beiden zogen sich in das gemütliche Arbeitszimmer des Gutsbesitzers zurück, hell klangen die Römer aneinander.

Eine Weile war es still zwischen den beiden Männern.

Die Bäume des Parks rauschten leise im Wind, irgendwo in der Nacht bellte ein Hund, zwei-, dreimal, dann herrschte wieder tiefes Schweigen.

„Hugo, ich möchte dir einmal eine Geschichte erzählen, eine uralte Geschichte.“

Mertens, der sich eine Zigarette angesteckt hatte, drehte sich langsam dem Onkel zu. Er sah ein ernstes, nachdenkliches Gesicht, in das das Leben seine Spuren gegraben hatte.

Und nun erfuhr Hugo Mertens in dieser verschwiegenen Nacht Olbrichs tragisches Erlebnis, jenes Ereignis aus seiner Leutnantszeit. Alles fügte sich

nun zu einem klaren Bilde zusammen, jetzt erst begriff Hugo den Sinn der Worte, die er einst als kleiner Junge, hinter der Portiere stehend, erfahren.

„Ich trage ein Schuldgefühl mit mir herum. Je älter ich werde, mein Junge, desto drückender wird es. Was mich innerlich befreit, das ist die Fürsorge, die ich für Karola Keding übernommen. Doch Karola ist nun ein reifer Mensch, und es gibt noch ein Letztes zu tun."

„Ein Letztes, Onkel?"

Olbrich sprach wie zu sich selbst, er schien kaum zu bemerken, daß der Neffe über seine Eröffnungen wenig erstaunt war.

„Wozu lange Worte machen, Hugo. Es ist kein Zufall, daß ich die Bilder sandte, auf denen Karola Keding mitphotographiert war. Du kannst dir denken, was ich für Hoffnungen hege. Ihr beide seid Menschen, die mir am nächsten stehen. Wendorf soll euch beiden gehören. Junge, verstehst du, ich treibe ein kleines Spiel mit der Erinnerung. Sage meinetwegen: ein gewagtes Spiel. Jeder Spieler setzt aber im stillen eben auf das Glück."

Hugo Mertens blickte an dem Onkel vorbei.

Sollte er ihm gestehen, daß er sein Herz an eine andere verloren hatte und daß Karola ihm nur eine Schwester war?

„Ihr beiden paßt so gut zueinander," sprach der Rittmeister weiter, jetzt den Neffen ins Auge fassend. „Du verstehst, was ich meine, Hugo. Gefällt sie dir nicht gut? Und ich könnte mir denken, daß auch Karola Gefallen an dir findet."

Bedächtig griff Mertens zu seinem Weinglas.

Er brachte es nicht über sich, offen zu sprechen.

„Onkel," sagte er schließlich ausweichend, „Spiel mit der Erinnerung, gewagtes Spiel. Wir Menschen unterstehen dem Schicksal und sind von seiner Macht abhängig. Auch Schuld und Sühne ruhen unter dieser Schicksalsmacht, Onkel Franz. Eine Schuld kann man abtragen, tilgen aber vermag sie letzten Endes nur das Schicksal selbst. Und wenn ich das betrachte, was du für Karola, die ich sehr schätze, getan hast, so darf man wohl behaupten, daß du diese Schuld, es war ja mehr eine Unterlassung, bereits abgetragen hast."

„Noch nicht, Hugo. Noch nicht!"

Olbrich hatte sich erhoben.

„Du weißt nun, wie ich über die Sache denke. Ich kenne dich, du bist ein nachdenklicher Junge, du wirst mich verstehen, und da es nun schon einer von euch weiß, ist mir schon leichter ums Herz."

Er reichte seinem Neffen die Hand.

Im Park schrien die Käuzchen, und der Wind trug ihr unheimliches: „Komm mit — Komm mit!" davon.

Lange saß Olbrich noch wach, er hatte den Schreibtisch geöffnet und einer vergilbten Mappe ein Bild entnommen. Es war die verblaßte Photographie einer schönen Frau in Balltoilette. Die unverkennbare Aehnlichkeit mit Karola Keding fiel Olbrich immer wieder auf — lange betrachtete er das Bild der Frau, die er einst leidenschaftlich und doch so aussichtslos geliebt — die Mutter Karolas!

Doktor Mertens stand indessen unschlüssig auf dem Treppenabsatz, dessen hohes Fenster das Mondlicht über die Stufen rieseln ließ.

Sollte er umkehren und ein offenes Wort mit dem Onkel reden? War es nicht eine Unmöglichkeit, den alten Mann Hoffnungen nachhängen zu lassen, die sich nie erfüllen würden?

Hugo starrte in die Mondnacht hinaus, dann ging er leise die Wendeltreppe empor, die Stufen knarrten.

Karola hatte ihre Schuhe vor die Tür gestellt, sie schlief gewiß schon. Es war das beste, man überließ alles dem Schicksal, es blieb ja doch immer Sieger.

Hugo hörte ein Käuzchen dicht vor dem geöffneten Fenster seines Zimmers rufen, deutlich vernahm er das Abschwirren des Tierchens. (Fortsetzung folgt.)

# Die Spieluhr

**Erzählung von S. Droste-Hülshoff.**

Ein Lastwagen rumpelt schwerfällig durch die enge Münchner Altstadtgasse. Ein paar Kinder mit Schulranzen laufen schwatzend vorbei. Dann herrscht wieder Mittagsstille in dem schmalen Schacht zwischen den hohen Häusermauern, in dem nur vereinzelte Sonnenstrahlen hinableuchten. Die niedere Tür zum Geschäft des Antiquitätenhändlers R. ist mit alten Drucken und stockfleckigen Farbstichen verhängt. Die beiden kleinen Schaufenster rechts und links vom Eingang zeigen allerlei Schätze: alte Gläser, Zinngeräte, Fayencekrüge, ein kleines, buntes Laternchen und Hinterglasbilder. Drinnen im Laden ist es dämmerig und kühl.

Zwischen den niederen Wänden hängt der verzauberte Duft alter Sachen, ein Gemisch aus Moder- und Holzgeruch, Weihrauch von verblichenen Meßgewändern aus vielhundertjährigen Kirchen. Auf einer Biedermeierkommode steht eine kleine Spieluhr aus der Rokokozeit. Ueber dem vergoldeten, umschnörkelten Zifferblatt erhebt sich unter einer Art Laube aus goldenem Rankenwerk ein reizendes, in verblaßte bunte Seide gekleidetes Tanzpärchen. Ein zierlicher Herr in mattgrünem Frack führt eine graziöse Rokokodame an den erhobenen Händen, bereit, mit ihr zum Menuett anzutreten. In der Uhr ist ein kleines Spielwerk verborgen. Früher einmal ertönten bei jedem vollen Stundenschlag die zarten Klänge einer Lieblingsweise des Rokoko, das Puppenpärchen drehte sich dazu mit steif abgemessenen Schrittchen. Heute ist der Tanz längst verstummt, die kleinen Figuren verharren unbeweglich. Das Kunstwerk steht schon lange in dem kleinen Altertümerladen. Niemand will es kaufen...

Diese Spieluhr erinnert mich, so oft ich sie sehe, an eine Geschichte aus alten Tagen, von der ich einmal zufällig durch ein paar vergilbte Briefe und Tagebücher erfuhr.

Es war vor etwa 150 Jahren, zu jener Zeit, da der Hof und der Adel Frankreichs in Versailles und den Tuilerien tanzte und in Marly und Trianon Schäferspiele aufführte, ohne den Abgrund zu sehen, an dem das Regime entlangtaumelte. Die berühmte Malerin Elisabeth Vigée-Lebrun schuf in Paris ihre sanften, schön abgetönten Damen- und Kinderbildnisse. Sie malte auch die hübsche, blutjunge Henriette de Clermont. Die Künstlerin hegte für ihr reizendes Modell große Zuneigung und schenkte der dunkellockigen Henriette eines Tages eine Spieluhr, die während der Sitzungen oft das helle Entzücken der Kleinen erregt hatte.

Nun stand die Uhr auf dem Kaminsims im großen Salon des Hôtel Clermont. Wie in anderen Pariser Adelspalästen entfaltete sich auch hier alle Anmut und Lebensfreude, alle Grazie der ihrem Ende entgegentanzenden Rokokozeit. Die kleine Henriette lachte und scherzte in froher Sorglosigkeit an der Seite des jungen Gaston de Sabran, eines stattlichen Offiziers der königlichen Garde, dem ihr Herz gehörte. Niemand dachte trotz aller gefährlicher Vorzeichen an das finster dräuende Morgen...

Eine warme Sommernacht lag über der Seinestadt. Im Park, der das Palais Clermont umgab, dufteten die Rosen. Die Fenster des großen Salons standen weit offen. Dahinter schimmerte das milde Licht vieler Kerzen. Die Clermonts gaben ein kleines Abendfest. Kavaliere in Spitzenbajots und seidenen Fräcken, Damen in weiten, wippenden Brokatroben und hohen Stöckelschuhen tanzten ein Menuett. Henriette de Clermont schritt an der Seite Gastons. Die Uhr auf dem Kamin schlug zehn. Das Werk begann sein Spiel, und das Puppenpaar tat mit den ersten Schritt. Die Musiker fiedelten gerade dasselbe Menuett, das auch aus der Spieluhr erklang. Henriette und Gaston lachten über den drolligen Zufall und mühten sich, es dem Pärchen auf der Uhr gleichzutun.

Klirr... da krachte und splitterte plötzlich brechendes Glas. Ein faustgroßer Stein war durch das offene Fenster geflogen und hatte den hohen Spiegel über dem Kamin zerschmettert. Mit einem schrillen Ton brach das Spiel der Uhr ab. Die Figuren blieben mitten im Tanzschritt stehen. Auch die Musik im Saal verstummte. Die Tänzer standen wie erstarrt. Ueber einer Fensterbrüstung tauchten spukhaft Männerköpfe aus dem Dunkel, mit wirren Haaren und von Haß verzerrten Zügen. Sie schrien wilde Verwünschungen in den lichterhellen Saal.

Diener stürzten herbei. Die Männer verschwanden. Lakaien schafften die Scherben hastig fort, gaben den Musikern ein Zeichen, rasch weiterzuspielen. Bald drehten sich die Paare wieder, als sei nichts geschehen.

Am anderen Morgen ließ Herr von Clermont das Wertvollste seiner Habe zusammenpacken. Er hatte auf geheimen Wegen allerlei bedenkliche Nachrichten erhalten. Auch die Malerin Vigée-Lebrun und andere bekannte Personen gedachten Paris zu verlassen. Wenige Tage später fuhr auch Henriette de Clermont mit ihrer Familie der Grenze zu. Bald darauf brach in der Seinestadt die Revolution aus. Im Palais Clermont erklang nie wieder ein Menuett...

In einem kleinen deutschen Städtchen am Rhein fanden die Flüchtlinge aus Frankreich ein neues Heim. Als sie beim Auspacken der großen Kisten und Kasten auch die Spieluhr mit dem Tanzpaar fanden, mühte sich Henriette vergeblich, das Werk wieder in Gang zu bringen. Es schien für immer verstummt zu sein. Da stellte Henriette es traurig auf ein kleines Seitentischchen in ihrem Zimmer.

Monate vergingen. Eines Morgens saß das junge Mädchen mit einer Handarbeit am Fenster. Es dachte voll Sehnsucht an Paris zurück, an manche schöne, vergangene Stunde, an liebe Freunde und an Gaston de Sabran, der auf seinem Posten in Versailles zurückgeblieben war. Lange hatte sie nichts von ihm gehört...

Irgendwo im Hause fiel eine Tür dumpf ins Schloß. Auf einmal zirpten ganz leise silberne Töne durch den Raum. Das Werk in der Uhr begann von selbst zu spielen. Kling—kling—klang ertönte das altvertraute Menuett, und das Pärchen drehte sich im Tanze. Da — ein harter Mißton, er klirrte wie splitterndes Glas. Die Musik verstummte, die Puppen standen wieder regungslos... Henriette starrte entgeistert auf die Uhr. Ein unheimliches Gefühl bedrückte sie. Sie preßte beide Hände auf das wildklopfende Herz. Schwere Tränen fielen auf die Stickerei, die auf ihrem Schoße lag.

Einige Wochen später erhielt sie die Nachricht, daß man den jungen Gaston de Sabran am selben Morgen, an dem die Spieluhr erklang, in Paris auf das Schafott geschleppt hatte.

Henriette Clermont blieb in der kleinen deutschen Stadt. Sie gab dort Sprachstunden und erreichte ein hohes Alter. Die Spieluhr hütete sie zeitlebens wie einen kostbaren Schatz. Als das alte Fräulein de Clermont starb, ging das Kunstwerk an eine junge Verwandte über. Später kam es in fremde Hände...

Ob die alte Rokoko-Uhr mit dem Tanzpärchen in dem kleinen Altstadtladen wohl dieselbe ist, von der etliche Tagebuchblätter erzählten, die vor Jahren einmal durch meine Hände gingen?

# Nur ein Sandhaufen

Eine Feriengeschichte von Georg W. Pijet.

Der Ferien schönster und billigster Ausflugsort ist unser Balkon. Bitteschön, wir sind nicht aus purer Pleite dahintergekommen — sondern aus Ueberzeugung! Jawohl! Vier Meter in der Länge und einen in der Breite — das genügt für zwei verträgliche Seelen, die nur einen Wunsch haben: ausspannen, sich ausaalen, sich einmal richtig hinhauen — in zwei Liegestühle nämlich, beschirmt von den schattigen Wipfeln eines Gartenschirms.

Leider gab es Dinge in der Nähe, die unser Ferienglück eintrübten. Zuerst war da der Wetterprophet über uns im Lautsprecher. Liebe Nachbarn hatten uns den Herrn direkt über die Ohren gehängt, damit alle Tiefs und Depressionen unseren Ferienhorizont umwölken sollten. Sie taten es nicht. Aber die Großhandelspreise und Viehmarktberichte, die Börsenkurse und Wasserstände brachten es zuwege, daß wir kräftig zur Fassade hinaufdonnerten: „Unsere Ruhe wollen wir haben! Jawohl!"

Ueber uns war Ruhe. Wir genossen sie in vollen Zügen. Aber es gab noch mehr Störungen. Zum Beispiel die Kinder. Vierzehn Kinder zählte unser Haus. Ich habe es ausgerechnet. Das älteste ist wohl dreizehn, das jüngste an die vier Lenze. Uebrigens: ein süßes Ding. Noch niemals habe ich gewußt, daß solch vierjähriges Ding über einen derartigen Stimmaufwand verfügt. Es krähte und jauchzte und jodelte, daß unser Trommelfell weh ward.

Dazu spielten die Buben Fußball und knallten das Leder unter stürmischem Gejohle gegen die Hausfassade, daß der Putz abfiel. Ein Nöcklein winselte, ein Hosenmatz plärrte, ein größerer Bub schimpfte ein ganzes Register gebräuchlichster Familienkoseworte herunter. Kurzum, es wurde unerträglich auf unserem Balkon. Meine Frau tippte mich an: „Sag' doch den Kindern endlich deine Meinung!"

„Meine Meinung" ist gut. Als wenn ich in diesem Lärm mit meiner Meinung durchgedrungen wäre! Aber probieren konnte ich's ja. Ich beugte mich über die Geranien, schwenkte meinen Arm wie ein drohendes Kriegsbeil über den Kinderköpfen und begann sehr höflich und bescheiden: „Würdet ihr nicht ein bißchen leiser sein können?" Keine Antwort. Niemand hatte meinen Hilferuf vernommen. Das Leder knallte. „Tor!" brüllte ein Bursche, daß ihm der Schweiß von den Backen perlte. Die anderen widersprachen. Die größte Stimmkraft siegte wie bei allen Kriegsdebatten.

„Ruhe!" Meine Stimme schwoll merklich an. „Ruhe! Schert euch weiter!" Endlich blickte man zu mir auf, zwinkerte mit den Augen, ärgerlich darüber, daß ich mich so ungefragt ins Spiel zu mischen wagte.

Macht nicht solchen Krach! Wir wollen schlafen!" verkündete ich. Das machte Eindruck. O ja. Die Buben rümpften die Nase und redeten eine Weile nunmehr wie auf Zehenspitzen. Auch die kleinere Gesellschaft war eingeschüchtert. Siegreich versenkte ich mich wieder in meinen Liegestuhl, die Ruhe genießend, die sich nun um mich und über uns breitete. Unberufen. Toi! Toi! Zaghaft klopfte ich meinen Knöchel gegen den Liegestuhl. Beim dritten Ton knallte wieder das Leder den Hausputz von der Wand. Mein Liegestuhl stöhnte. Ein schriller Pfiff folgte. Auch das kleinere Gemüse begann wieder auszuschwärmen. Damit war der ursprüngliche Naturzustand wieder hergestellt. Ich brütete Rache. Wozu hat man schon Ferien? Als ich genügend gereizt war, erhob ich mich und ließ nochmals meine dröhnende Stimme über den Balkonsims ertönen. Tote hätte sie aufgeweckt. Der Erfolg war gleich Null. Viel weniger als Null. Man betrachtete mich nur über die Achsel hinweg.

Wir sannen auf einen anderen Ausweg. Meine Frau schlug Bestechung vor. „Den Mädels schenk ich Puppenlappen... Und den Buben..."

„Einen Fußball!" zischte ich dazwischen.

„Nein, Süßigkeiten", erwiderte meine Frau leise.

„Schön, aber diesmal versuche du es!"

Meine Frau ging. Lauernd erwartete ich den Erfolg. Jetzt erschien sie mit ihren Schätzen auf der Straße, verteilte die Puppenlappen an die Mädels und die Süßigkeiten an die übrigen. Alle Patschen lud sie voll — überall voll Befriedigung. Und von jedem Beschenkten erhielt sie in der Tat das Versprechen, daß er sich vor das unbebaute Grundstück gegenüber zurückziehen werde.

Siegreich kehrte meine Frau in ihren Liegestuhl zurück. „Na, siehst du? Man muß es nur gleich richtig machen. Kinderseelen sind so leicht zu bestechen", erklärte sie hochtrabend. Ein paar schöne, wunderschöne, von keinem Geräusch getrübte Minuten brachen über uns herein. Ich war wohl leicht entschlummert, denn plötzlich riß mich ein hoher Kehlkopfschrei an den Ohren hoch.

Auch meine Frau riß die Augen auf.

„Was ist denn los?" fragte sie ahnungslos.

„Was? Die Göhren sind zurückgekehrt!" triumphierte ich. Uns blieb nichts anderes übrig, als unseren Balkon in eine Geräuschabwehrbastion umzuwandeln, wenn wir unser Ferienglück nicht preisgeben wollten. Antigeräuschkügelchen in den Ohren, stoßdämpfende weiche Kissen in den Seiten und lärmdämpfende Decken überspannten unseren Ferienhimmel. So ertrugen wir unseren Ferienaufenthalt und döselten sogar ein wenig ein. Schweißgebadet, einem Dampfbad entstiegen, pellten wir uns gegen Abend aus den Decken, lüfteten unsere Ohren, knüllten und massierten voller Staunen die Muscheln. Nein, nein, wir träumten nicht. Wirklich: kein Laut erklang über uns und unter uns. Kein Fußball platzte gegen unseren Liegestuhl, kein noch so schüchterner Kreischer setzte an. Wir trauten unseren Ohren nicht. Endlich wagte ich einen Blick über die Geranien. Die Kinder hatten das Feld geräumt. Mein Blick fiel über die Straße vor das unbebaute Grundstück. Ich pfiff befriedigt und stieß meine Frau an. „Schau mal! Daß wir auf den Gedanken nicht gekommen sind!"

Drüben haben sie einen Sandhaufen abgeladen. Notgelben Kies. Darin hockt nun das ganze Görenzeug, buddelt darin herum, backt Pfannkuchen oder Eierpampe, baut Burgen und Tunnels und vergnügt sich nach Herzenslust. „Ein lumpiger Sandhaufen und weg ist die ganze Bande. Du, der ist mehr wert als deine Häuschen Lumpen", posaune ich. — „Und mehr als deine Lungenkraft!" gibt mir meine Frau Bescheid.

Damit rüsten wir unsere Geräuschabwehrbastion ab und geben uns wohlverdienter Ferienruhe hin. Durch unseren Traum aber bewegt sich ein riesiger Sandhaufen, in dem Millionen Kinderhände voller Entzücken wühlen. Gleich dahinter beginnt das Paradies.